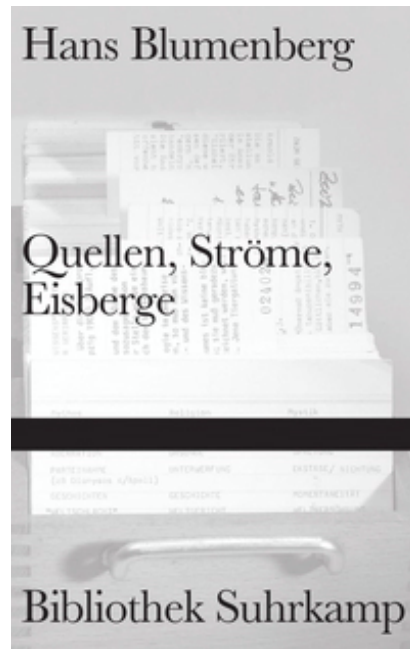


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Blumenberg, Hans  
**Quellen, Ströme, Eisberge**

Beobachtungen an Metaphern

Herausgegeben von Ulrich von Bülow und Dorit Krusche Mit zahlreichen Abbildungen

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 1469  
978-3-518-22469-4

SV

Band 1469 der Bibliothek Suhrkamp



*Der Nachlaß von Hans Blumenberg  
im Deutschen Literaturarchiv Marbach*

Hans Blumenberg  
Quellen, Ströme, Eisberge

Herausgegeben von Ulrich von Bülow  
und Dorit Krusche

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und  
Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf  
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm  
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Fotoarbeiten: Chris Korner

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22469-4

# Quellen, Ströme, Eisberge



## QUELLEN





Auch wenn man ›Kritik‹ nicht als die erhabenste Fähigkeit des Menschen gegenüber sich selbst und anderen ausgezeichnet wissen möchte, wird man doch dem geschichtlichen Phänomen der großen ›Ordnungsrufe‹ Beachtung und Achtung zuwenden müssen. In ihnen demonstriert sich die Fähigkeit zur Selbstberichtigung der Geschichte, auch wenn von ihr die Voraussetzung noch nicht angenommen worden ist, sie werde durchgängig selbst gemacht. Zwei Grundformen solcher Ordnungsrufe lassen sich, als die Wurzeln aller anderen, aufs präziseste herauspräparieren: der Ruf ›Zu den Sachen!‹ (*ad res*) und der andere ›Zu den Quellen!‹ (*ad fontes*). Der erste Ordnungsruf bindet sich an die Disjunktion von Sachen und Worten, Wirklichkeit und bloßer Rede, Realismus und Rhetorik; der andere Ordnungsruf ist verbunden mit der Disjunktion von Ursprung und Verfall, Authentizität und Scholastik, Genie und Epigontum, Reinheit und Verderbnis.

Wenn die beiden Ordnungsrufe niemals gleichzeitig ertönt sind, so nicht deshalb, weil man den Eindruck des späten historischen Betrachters immer gehabt hätte, sie schlossen einander aus. Viel eher glaubte man, jeweils durch die eine Wendung oder Korrektur auch die andere schon gefordert oder bewirkt zu haben. Die Rückwendung des spätmittelalterlichen Humanismus zu den antiken Quellen, die für uns das nachhaltigste Beispiel des einen Ordnungsrufes darstellt, war immer von dem Bewußtsein getragen, in der damit vollzogenen Ablehnung aller Scholastik und ihrer Realitätsferne über die Unmittelbarkeit zu deren antiken Autoritäten auch das Wirklichkeitsverhältnis wiederhergestellt zu haben oder wiederherstellen zu können. Die Grunderfahrung ihrer Verderblichkeit, also des durch un-

verständige Abschreiber verschuldeten Zustands der antiken Texte, vermittelt durch die aus Byzanz hereinströmenden unverdorbenen oder weniger verdorbenen Handschriften, führt zum Pathos des Verlangens nach unverdorbenen oder wiederherzustellenden Textgrundlagen für das Verhältnis zur Antike.

Der Ordnungsruf ›Zu den Sachen!‹ lebt noch darin von seiner Verachtung der bloßen Worte und der rhetorischen Steigerungsmittel, daß er für sein eigenes Pathos auf die Metapher verzichtet. Der Rückruf ›Zu den Quellen!‹ ist eine Metapher und ist der Inbegriff einer nur rhetorisch möglichen Zumutung. Die Quellen sind immer verloren, liegen immer im Rücken der Geschichte. Allenfalls holt man sie, statt zu ihnen zurückzukehren, wieder hervor, liest die Palimpseste, riskiert Konjekturen. Worin Narziß sich spiegelt, soll nach alter Überlieferung eine Quelle sein, weil das die mythische Suggestion verstärkt, die Schönheit seines Spiegelbildes habe mit der Reinheit des Wassers zu tun, das es ihm zurückwirft; aber einem reinen Quell würde der mythische Hirt nur auf den Grund sehen. Doch der Grund ist gerade das Feste, aus dem die Quelle entspringt, das sie verläßt. Zwischen Quellen und Gründen gibt es ein Widerspiel. Der ›Seelengrund‹ der Mystiker wird, entgegen der Annahme der transzendenten Religionsphilosophie von Rudolf Otto, kein ›Quellengrund‹ oder ›Wurzelgrund‹ sein. Die Metaphorik der Quelle, bis hin zu ihrer Vergessenheit in der Fachsprache des Historikers und des Philologen, wird ganz im Gegensatz zur Quelle des Narziß nur dadurch den Gedanken anleiten, daß sie fließt. Die Redeweise, daß zu einer Fragestellung *die Quellen nur spärlich fließen*, bewahrt noch im austerminologisierten Fachmilieu das Aroma der Herkunft, während der Vorwurf, davon *steht nichts in den Quellen*, es schlichtweg eingebüßt hat.

Wasser ist nicht gleich Wasser. Eine der simpelsten und doch erst langer Erfahrung zugänglichen Lebenseinsichten. Nicht zufällig reizt die Doppelung ›Quellwasser‹ zur Imagination einer unvergleichlichen Erfrischung. Und die Brauindustrie hat sich noch einer Steigerung versichern zu können gemeint, indem sie sich auf das ›Felsquell-

wasser< ihres Standorts berief – der aus dem Felsen, der äußersten Sterilität, entspringende Quell hat die biblische Konnotation des Wunderbaren nicht vollends eingebüßt.

Eine Lebensgeschichte kann die sprachlichen Namen mit Nebentönungen versehen, die dem Außenstehenden nicht zugänglich sind. Die Sprache schafft auch, so paradox es klingt, die innerindividuelle Intersubjektivität, dem gegenwärtigen Ich nicht verlorengehen zu lassen, was das entschwindende vergangene Ich erlebt und erfahren hat. Manès Sperber hat in seinen Erinnerungen »All das Vergangene . . .« die lebenslange Spracherfahrung an den Ausdrücken für Wasser verlebendigt, das ihm als slawisches »Woda« verbunden war mit dem, was man aus dem Brunnen schöpft, als hebräisches »Majim« mit dem, das aus einer Quelle sprudelt, und als deutsches »Wasser« banalerweise mit dem *aus dem Wasserhahn, den ein kleines Kind beliebig öffnen und schließen kann*. (Die Wasserträger Gottes. Wien 1974, 59)

Nicht zufällig ist in dieser »Verteilung« auch eine verborgene Ordnung der Sprachen erfassbar. Keiner entgeht der Romantik, die im Wort »Quelle« liegt.

»Quellenschule« war der respektvolle Spottname für die Historikergeneration Rankes und seiner Schüler bei der ihnen unmittelbar folgenden. Die Selbstverständlichkeit, mit der jene die historische Tatsache den kritisch gesicherten, von Interpretamenten befreiten Quellen unmittelbar entnehmen zu können geglaubt hatte, wurde abgelöst durch das Schlagwort: *Das wahre Faktum steht nicht in den Quellen*. (Johann Gustav Droysen an F. Perthes, 8. Februar 1837; Texte zur Geschichtstheorie, 82) Zwar verrät diese Losung nichts von dem metaphorischen Verständnis des längst fachsprachlich festgelegten Ausdrucks »die Quelle«; aber die Wendung gegen den ritualisierten Quellengebrauch der Vorgänger vollzog sich auch unter Wiederentdeckung des metaphorischen Horizonts dieses Zentralbegriffs. Nicht zufällig geschah das im Hauptwerk der neuen methodischen Reflexion und ihrer These, Aufgabe des Historikers sei Verstehen, in Droysens »Historik«.

Der Verfasser der »Geschichte des Hellenismus« (1833-1853) hatte nach Beginn seiner Lehrtätigkeit in Berlin 1856 damit begonnen, Vorlesungen zur »Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte« vorzutragen und zur Selbständigkeit einer Historik zu entwickeln. Gerade weil es nicht zuletzt darum ging, die historische Wissenschaft vor der überwältigenden Faszination des Erfolgs der Naturwissenschaft abzuschirmen und in ihrer Autonomie zu sichern, durfte auf den bildhaften Hintergrund des Begriffs aufmerksam gemacht, dieser sogar gegen die historische Absolutsetzung *der Quelle* aktiviert werden. Das ermöglicht vor allem, die Fraglosigkeit zu problematisieren, mit der die politische Geschichtsschreibung vorausgesetzt hatte, die in dynastischen und administrativen Archiven deponierten Quellen seien wegen ihrer bewußten Hinterlegung und Hinterlassung für alle Zukunft das letzte an Befragbarkeit der historischen Realität.

Der Rückgriff auf das »natürliche« Bildfeld der Quelle legt den Zweifel an solcher Ursprünglichkeit ebenso »natürlich« nahe. Man wollte über die Quelle hinaus zurückfragen dürfen und müssen: auf den Willen, der sie geschaffen und hinterlassen hatte, auf die Gesamtheit der Bedingungen ihrer Entstehung. Man würde so den Umfang des unter dem Titel der Quelle befaßten Materials über den Umfang der bewußt geschaffenen Hinterlassenschaft von Staatshandlungen hinaus erweitern müssen. Droysen hat am metaphorischen Leitsystem der Quelle das Rückfragen auf deren weiteren Ursprung und Versorgung veranschaulicht. Zunächst hat auch er die finale Auffassung: *In den Quellen sind die Vergangenheiten, wie menschliches Verständnis sie aufgefaßt und sich geformt hat, zum Zwecke der Erinnerung überliefert.* (Grundriß der Historik, ed. R. Huebner, § 24, 333) Der Zweckbegriff steht erst in der Druckauflage von 1882. In der ersten Fassung, die 1858 als Manuskriptdruck für die Hörer der Vorlesung erschienen war, war die Instrumentalität der Quellen weniger deutlich ausgesprochen: *In den Quellen sind die Vergangenheiten, wie menschliches Verständnis sie aufgefaßt und ausgesprochen, als Erinnerung geformt hat, überliefert.* Es ist greifbar, daß kein handelndes Subjekt auftritt,

das sich Überlieferung zum Zweck gesetzt hätte. Aber die metaphorische Herkunft ist so weit abgeblendet, daß eine ganz unverträgliche Koppelung mit der Lichtmetapher hergestellt werden kann: *Die Quellen, auch die vorzüglichsten, geben ihm (sc. dem Forscher) sozusagen nur polarisiertes Licht.* (§ 25, 334)

Unabhängig von dem Willen, der die Quelle hinterläßt, und unabhängig von Art und Anlaß ihrer Formung ist schon die historische Tatsache selbst, von der die Quelle doch nur ein Beleg oder Relikt ist, *ein Komplex von Willensakten, oft vieler, helfender und hemmender, Willensakte.* (§ 28, 335) In welchem Verhältnis die vorfindlichen Materialien zu jenen vergangenen Willensakten stehen, hat die Kritik zu bestimmen. Die Quelle ist also ein den historischen Sachverhalten für uns vorgelagertes Produkt, das Zutagetreten eines bis dahin konturlosen Systems der Zuführung von Realität zur Theorie. Auf diesen ›Quellgrund‹ bezieht sich nun die weiträumige Vorstellung, in der Droysen den metaphorischen Bezug des Terminus überraschend eigenartig aufdeckt und wieder in Kraft setzt: *Nicht das wüste Durcheinander der gleichzeitigen Meinungen, Nachrichten, Gerüchte ist die erste Quelle; das ist nur der sich täglich wiederholende atmosphärische Prozeß der aufsteigenden und sich niederschlagenden Dünste, aus denen die Quellen werden.* (§ 34, 338)

Der Historiker, der die letzten Hintergründe des Geschehens über die Quellen hinaus verfolgen und bloßlegen will, findet das Bild der atmosphärischen Dünste, aus denen die Quellen werden, *wie sozusagen aus den Geschäften Geschichte wird.* (Texte, 61) Es sind nicht alle und nicht beliebige Geschäfte, aus denen die Quellen des Geschichtsschreibers hervorgehen, sondern nur solche, die *durch eine gewisse Art der Betrachtung, unter gewissen Gesichtspunkten als Geschichte erscheinen.* Für ihre geschichtliche ›Qualität‹ muß das Bild des atmosphärischen Prozesses immer weiter vorangetrieben werden: über die *Wasserniederschläge, aus denen die Quellen werden,* hinaus zu den Dünsten, die in noch feinerer Verteilung und noch unmerklicher enthalten, was in Niederschlägen bereits hohe Merklichkeit an-

nimmt, und schließlich zur Metapher der Stimmungen, unter denen jene Geschäfte ablaufen. Nach ihnen wird metaphorisch gefragt, *unter welchem atmosphärischen Druck sich die Dinge vollzogen*. (Zur Quellenkritik und deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts. In: Forschungen zur deutschen Geschichte 4, 1864, 15-55)

Druck erscheint noch ungreifbarer als Dunst. Droysen scheint alles darauf anzukommen, die letzte Herkunft des geschichtlichen Sachverhalts in Unbestimmtheit oder gar Unendlichkeit verschwimmen zu lassen. Dabei hält seine Metaphorik am homogenen Zusammenhang der Orientierung fest; das Bild bleibt konsistent. Es gibt ein Ideal, das der Historiker nicht erfüllen kann, das aber, was er faktisch tut und in Ermangelung tieferer oder höherer Einsicht tun muß, der Kritik aussetzt, seine Materialien seien *nicht die Wirklichkeiten selbst, nicht einmal Fotografien von ihnen, so wenig wie es von Verhandlungen die Protokolle sind*, da doch noch das sorgfältigste Stenogramm einer Rede oder einer Verhandlung *immer nur eine Totenmaske des lebendigen Vorganges geben* wird. (Texte, 64)

Die der späteren »Historik« zugrunde liegende Vorlesung von 1857 über »Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte« hatte das Problem der Entstehung des geschichtlichen Stoffes noch überwiegend als das des Verhältnisses von individuellem und Staat als der Größenordnung des geschichtlich handelnden Subjekts gesehen. Doch dies entließ gerade die gegen Hegel wie Ranke geltend gemachte Frage, ob denn wirklich der Staat das Subjekt der Geschichte und darüber hinaus sogar das Maß sei, woran bestimmt werden kann, was geschichtlich ist und was nicht. Die Optik des Historikers erscheint der des Geologen am nächsten, der die Sedimente ganzer Erdzeitalter betrachtet, ohne noch an die zahllosen Organismen zu denken, die sie einmal hervorgebracht haben müssen. Dem entspricht das Verhältnis von Ich und Geschichte: *Es liegt in der Natur der menschlichen Persönlichkeit, daß sie ein Gewebe aus allen Fäden sittlicher Gestaltungen um sich her habe, wie fein oder roh es denn sei. In myriadenhafter Wiederholung bildet diese Tatsache die sich fort und fort anschließende*

*Entwicklung des Menschengeschlechtes. Jeder einzelne hat diese mikrokosmische Welt seiner Persönlichkeit geformt; und wie winzig und gebrechlich diese Welt sein mochte, sie blieb von ihr zurück wie die Schalen der Infusorien, die zusammengeschlemmt jene großen Kreidelager bilden. (Texte, 13 f.)*

Es ist erstaunlich, daß die geschichtliche Rechtfertigung der Existenz des einzelnen und seine Individualität mit Metaphern ausgesprochen werden können, die sonst gerade seine Bedeutungslosigkeit, sein funktionales Aufgehen in Anonymität beschreiben: dem Bienenstock, der Austerbank, dem Kreidelfelsen. Droysen will mit derselben Metaphorik dem absoluten Rang der politischen Handlung des Genies, der singulären Persönlichkeit, entgentreten, indem er zur bleibenden Substanz der geschichtlichen Formation die sittliche Qualität der individuellen Person macht. Die unendliche Arbeit der Individuen schafft allererst das Niveau, auf dem sich die Größe der geschichtlichen Taten und Ereignisse überhaupt der historischen Optik darbietet: *Freilich Myriaden leben und sterben, ohne daß ihrer Namen gedacht wird. Aber indem sie ein noch so kleines Gebilde ihres Ich zurücklassen, sind sie mit unter den zahllosen Atomen, die, aufeinander gehäuft, alpenhaft emporsteigen müssen, um endlich diejenigen zu tragen, welche die Spitze und die kühnen Konturen der Höhe bilden sollen. (Texte, 18)*

Anhebung des Niveaus für den geschichtlichen Prozeß bis ins Alpenhafte ist die eine Richtung der Metaphorik des Historikers, Schaffung des Gefälles für die geschichtliche Streuung und Überflutung der Niederungen die andere. Diese bedeutet, daß *das geschichtliche Leben, nachdem es den Erdkreis zu umfluten begonnen hat, auch in die tieferen Schichten hinabdringen, auch diese bewegen und erheben wird. (Texte, 24)* Was sich derart ausbreitet, ist geschichtliches Bewußtsein, und was damit wächst, ist *die strömende Kraft des geschichtlichen Lebens*, die ihrerseits auf das geschichtliche Bewußtsein zurückwirkt.

Droysens Auflehnung gegen den Absolutismus der Quellen scheint,



wie Auflehnungen oft, die Beschränkungen deutlich genug zu erfassen und zu überschreiten, doch nicht erkennbar zu machen, wie die Zeugnisse und Aufschlüsse, die Fragestellungen und Gegenstände aussehen könnten, in deren Genuß historische Erkenntnis nach jenem Durchbruch gelangen würde. Der atmosphärischen Metaphorik der Quellen und Strömungen entspricht, daß nicht die Taten und Ereignisse, sondern die Zustände und Institutionen thematisch werden müssen. In die Wirkungszeit Droysens fällt die Prägung des Titels ›Kulturgeschichte‹ mit dem Programm einer neuen Entgrenzung des historischen Gegenstands. Es ist bezeichnend für die Funktion der Metapher, daß sie von der fachsprachlichen Fixierung eines Ausdrucks in dem Augenblick auf seinen imaginativen Horizont hinüberschwenkt, wo eine Disziplin den Umkreis ihrer langfristig definierten Gegenständlichkeit sprengt, um neuerdings festzulegen, womit sie es zu tun hat und mit welchen Mitteln sie sich dessen versichern will.

Unter dem Titel der Kulturgeschichte war eine fast schrankenlose Erweiterung fällig, was fortan ›Quelle‹ heißen durfte. Da war nun Droysen, bei aller Bereitschaft, hinter die schulmäßig anerkannten Quellen zu gehen, zurückhaltend: *Ich gehe mit schwerem Herzen daran, den Namen Kulturgeschichte zu brauchen. Es ist ein Name von höchst zweifelhaftem wissenschaftlichen Wert und von nur zuviel dilettantischem Rang.* (Texte, 27) Das Leben empfinde jede seiner Gegenwarten *als großes Netz von Zuständen, als ideellen Durchschnitt durch die vollströmende Bewegung von sittlichen Gestaltungen.* In dieser Betrachtungsweise werde die Gegenwart mehr als Gleichzeitigkeit von Fakten und zuständlichen Daten; sie wird zur Gleichheit eines Stils.

Die Identität der Prägung ist das eigentliche Thema einer Kulturgeschichte. Um diesen theoretischen Zugriff nach Einheit abzuheben gegen die bloße Summierung von Erkenntnissen aus Spezialdisziplinen, hat Droysen wieder eine große Metapher zur Verfügung, deren entfaltete Imagination unterscheiden läßt zwischen der Dramatik der

Ereignisse und der stillen Dauerhaftigkeit von Prägungskräften. Kulturgeschichte würde, *wie der Nil mit jeder Jahresüberschwemmung eine feine Schicht Humus niederschlägt, so diese Niederschläge der immer neuen Flutungen und Überflutungen der Menschenwelt beobachten: nicht wie der Strom steigt und überschwemmt und wieder sinkt, sondern was von ihm zurückbleibt als Kulturboden und Befruchtung zu einer neuen Ernte.* (Texte, 29)

Der Gesamtkomplex der Metaphorik des Historikers Droysen stellt sich als eine Rhetorik der Verundeutlichung dar; er hält etwas in der Hinterhand, was er uns nicht preisgibt; so etwas wie eine Sache seiner persönlichen Frömmigkeit, die unbenannt bleiben soll. Zwar lenkt er den Blick auf den Einzugsbereich seiner Quellen jenseits ihrer methodischen Faßbarkeit, um dieses Quellgebiet der Ströme aber zugleich der Kompetenz des Historikers zu entziehen: Der Alltag der Meinungen und Erzählungen, der Nachrichten und Gerüchte, der aufsteigenden und sich niederschlagenden Dünste, des wechselnden atmosphärischen Drucks der Stimmungen wird keineswegs zum Thema gemacht. Die metaphorische Grenzüberschreitung soll nur festhalten, was den Leistungen einer Disziplin als Prozeß ihrer Gegenstandsbildung vorausgeht.

Es ist zwar nicht die Kritik der historischen Vernunft, an die Dilthey denken wird, wohl aber die Bestimmung ihrer Gegenständlichkeit durch Hinweis auf ein ›Ding an sich‹, welches außerhalb ihres Horizontes bleiben muß. Deshalb ist die Kulturgeschichte nicht nur aus zufälligen und behebbaren Mängeln ihrer Vertreter heraus fragwürdig; sie ist es konstitutiv.

Alexander Demandt, der in seiner großen Monographie »Metaphern für Geschichte« (München 1978, 189) Droysens Quellenmetaphorik mit dem zentralen Zitat aus der »Historik« gerade erwähnt, faßt die Eigentümlichkeit seiner Rhetorik in einem einzigen Satz zutreffend zusammen: *Droysen gibt Antwort darauf, wie die historischen Quellen zu ihrem Wasser kommen, und verweist dafür auf eine Zustandsform der Überlieferung, die sich dem Zugriff noch entzieht.* Alle

Aufmerksamkeit hätte sich bei einem Disput über den metaphorologischen Befund auf das Wörtchen ›noch‹ zu richten.

Die Rede von den Quellen ist in einer Fachsprache wie der philologisch-historischen kaum noch als Metapher wahrgenommen. Wird sie durch einen unerwarteten Akt des zögernden Gebrauchs wieder hörbar ›beim Wort genommen‹, so zerbricht eine Selbstverständlichkeit in der Lebenswelt aller, die sich der Fachsprache bedienen. Etwas historisch Entschlafenes wird ins Leben zurückgerufen.

Ein solcher Augenblick ergab sich, als kurz vor seinem Tode Richard Harder, der meisterhafte Eindeutscher des Plotin, auf der Tagung der Fondation Hardt im August 1957 über die »Quellen Plotins«, den Umgang der Philologie mit dem Ausdruck ›Quelle‹ aufgriff und darauf hinwies, es handle sich um eine Metapher – was natürlich alle, die dabei waren, wußten, was aber seit Menschengedenken nicht mehr bedacht worden war. (Sources de Plotin. Fondation Hardt pour l'Étude de l'Antiquité Classique. Entretiens Tome V. Vandœuvres-Genève, 327-339) *Sollte die Altertumswissenschaft einmal anfangen, so sagte Harder, über ihre eigenen Begriffe nachzudenken, so müßten wohl solche Metaphern überprüft werden, sowohl die biologischen wie Stammbaum und Entwicklung als auch die physikalischen wie Ursache und Wirkung.* Harder gesteht, daß er gegenüber dem Begriff der Quelle eine gewisse Scheu empfinde zuzugestehen, daß die Metapher der Erkenntnis des Sachverhalts nicht eben förderlich sei. Was tue der, der aus einer Quelle schöpft? Er schöpft; aber was daraus wird, ist in der Sprache des Historikers nachher bezeichnet als ›Einfluß‹. Und was ist der Quelle geschehen, aus der geschöpft wurde? *Das Wasser der Quelle ist lauter; wer aus ihr schöpft, trübt sie.*

Wer den ›Einfluß‹ der Quelle empfängt und aufnimmt, reflektiert ihre Qualität der Ursprünglichkeit und Reinheit; doch – wie in einem der Harder so vertrauten metaphysischen Prozesse des Neuplatonismus – geht die Selbstmitteilung des Höchsten nicht ohne Erniedrigung und Minderung, Eintrübung oder gar Verderbnis ab. Das Paradox, daß die Quellen sich trüben, indem sie zum Strom werden, und

erst wieder sich läutern, wenn die Ströme sich im Meer verlieren, ist das der geschichtlichen Wirkung selbst. Trauer über die Verderbnis der Quellen ist die des Romantikers, der die Geschichte diesseits des Paradieses und seiner Quellen im Grunde nicht gewollt haben kann.

Harders Bemerkungen zum Thema »Quelle oder Tradition?« waren als Einleitung zu seinem Tagungsreferat über »Das Ganze vor und bei Plotin« gedacht, dessen Text nicht erhalten ist. Die protokollierte Diskussion verrät noch, wie störend, wenn nicht gar zerstörend die Wendung der Aufmerksamkeit auf einen nicht mehr wahrgenommenen Hintergrund – diese Elementarleistung einer Metaphorologie – wirken kann. Es tritt plötzlich heraus, daß die einzelne Metapher zu einem Orientierungssystem gehört und dieses anzeigt; zugleich ergibt sich, daß die Latenz des Hintergrundes durch die vermeintliche Evidenz der Metapher abgesichert und der Aufmerksamkeit entzogen wird. In den Einwänden gegenüber Harder steckt Abwehr gegen deren Störung.

Der im Verbund mit Paul Henry so verdiente Editor des Plotin Hans-Rudolf Schwyzer räumt ein, »Quelle« sei ein mythologischer Ausdruck, aber deswegen doch kein unerlaubter Begriff; man müsse sich nur verständigen, was man damit meint. Doch ebenda liegt es: Die Plausibilität der Metapher, ihre bildliche Suggestion, hebt über das Bedürfnis nach vorheriger Verständigung hinweg und läßt alle meinen, alle wüßten schon längst, was man damit meint. Bei dem Referenten, so die Intervention, habe man *zeitweise das Gefühl, er sehe Gespenster aus der Tiefe*. Kommen Gespenster aus der Tiefe? Oder ist dies eine besondere Art intellektueller Gespenster? Jedenfalls wäre es ebendiese Art von Gespenstern, mit denen es der Metaphorologe aufnehmen mußte. Die Wiedererweckung der Metapher aus dem fachsprachlichen Terminus bringt aus jener Tiefe ihr Potential an Implikationen, an Konnotationen, mit, die nicht beliebig ausgetauscht oder durch Verständigung abgeschaltet werden können. Sie bieten sich zwar ständig an, können aber auch so lange ungenutzt bleiben, bis jemand sie benötigt. In einem Stück theoretischer Rhetorik etwa.

Daher gibt es Abneigung gegen solche implikativen Angebote der Metapher. In der Diskussion von Vandœuvres sagte ein anderer Forscher der Spätantike, Willy Theiler, er selber *brauche das Wort Quelle nicht . . . , weil die Durchführung des Quellenbildes sprachliche Schwierigkeiten mit sich bringt*.

Vielleicht sei es relativ gleichgültig, fährt Theiler fort, welche *mythologischen Ausdrucksweisen* man verwende. Die Hauptsache sei *das Mitarbeiten an der Sache*. Aber gerade das ist's – was ›die Sache‹ selbst ist, an der zu arbeiten man mittun sollte. Gibt es die Sache ohne ein Orientierungssystem, in dem sie ›eingebunden‹ ist, an dem sich ihre Zusammenhänge erfassen lassen, die sie allererst zur Sache machen, ohne die sie nur ein kärgliches Fakt[um] wäre?

Und ist die Rede von den Quellen wirklich ›mythologisch‹? Das soll doch wohl heißen: unwiederholbar, durch Begriff und Vernunft überholt, ohne erreichbare Erlebnisqualität, wie sie die Metapher tragen kann. Würde da nicht widersprechen, wer die Erfahrung einer Quelle selbst je als etwas Erstaunliches gemacht hat? Nicht zufällig der große Wilamowitz findet es in seiner Lebenserzählung wichtig, daß er aus einer Heimat kommt, in der es keine Quellen gab, nur tief ziehende Wasseradern, aus denen mit Ziehbrunnen geschöpft wurde, und der Brunnenmeister die gewichtige Figur war, weil er die Ader finden konnte. *Es machte mir den Eindruck eines Wunders, als ich in Thüringen zuerst eine wirkliche Quelle und einen rieselnden Bach sah: das kannt[e] ich nur aus Märchen und Gedichten*. (Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *Erinnerungen 1848-1914*. Leipzig o. J. (Vorwort datiert 1928), 16)

So einer muß aufgehört haben, wenn er den fachlässigen Gebrauch von ›Quelle‹ übernahm, wie er ins Metier gehörte.

Ein anderer der bedeutenden Philologen des 19. Jahrhunderts hat sich Luft gemacht über die schulgebundene Emsigkeit der bloßen Anhänger von diesem und jenem, über die »-aner«, wie er sein Distichon überschreibt: